

# KLÄNGE AUS DER PARALLELWELT

## CHRIS CHEEK

Mit der Band Rudder zeigt sich der sonst als lyrische Kraft gefeierte Tenorsaxofonist Chris Cheek von einer anderen, einer aggressiveren Seite. Weil er in dieser Gruppe seinen Sound mit reichlich Elektronik aufmotzt, ist es für ihn, als spiele er anderes Instrument.

Text und Fotos: Ssirius W. Pakzad

Der arme Roboter scheint sich eine ganz schön fiese Erkältung eingefangen zu haben. Wenn Chris Cheek seine Saxofonstimme als Mitglied des Quartetts Rudder durch alle möglichen digitalen Filter laufen lässt und bis zur Unkenntlichkeit verfremdet, dann kann es schon mal so klingen, als sei ein Maschinenmensch vom Virus überwältigt worden. Manchmal denkt man auch an einen Cartoon-Charakter mit Katarrh. In der Band (Henry Hey, Keys/ Tim Lefebvre, Bass/ Keith Carlock, Drums) haben sie es mit der Sound-Manipulation. Alle Instrumente haben ihre ursprünglichen Wesenszüge irgendwie eingebüßt und machen nun zusammen eine Musik, die mal nach futuristischem Disco, mal etwas nach anachronistischer Fusion, mal nach dem Soundtrack für eine Disney-Produktion des 22. Jahrhunderts klingt. Schöne neue Welt? „Mit der elektronischen Modifikation hört man anders hin, und der veränderte Klang zwingt dich, anders zu spielen“, sagt Chris kurz vor dem Konzert, das er mit seinen Kollegen gleich geben wird. „Ich spiele zum Beispiel aggressiver – auch weil meine Rolle im Gefüge der Band eine andere ist als sonst. Ich halte mich gewissermaßen in einer anderen Realität auf, in einer Parallelwelt. Man klingt ja sowieso jeden Tag anders – der



Sound der Elektronik ändert sich aber noch stärker, ist nicht vorhersehbar und kontrollierbar. Man muss sich damit auseinandersetzen und auf die jeweilige Situation reagieren.“

Mit der vom Saxofonisten Seamus Blake initiierten Band Bloomdaddies hat sich Chris Cheek vor ein paar Jahren schon einmal vorgewagt in etwas härtere, unerbittlichere, klangmanipulierte Tonwelten. Insofern ist Rudder (Album: „Matorning“/Care Music, edel Kultur) auf diesem Gebiet eine logische Weiterentwicklung für ihn.

Eigentlich aber hat sich der 42-Jährige als einer der großen Lyriker der jüngeren Jazzgeschichte einen Namen gemacht, als einer, der mit seelenvollem, sehnsuchtstrunkenem Ton seine solistischen Freiräume in den Bands von Paul Motian, Guillermo Klein, Wolfgang Muthspiel, Luciana Souza oder Charlie Haden (Liberation Music Orchestra) ausgestaltet und einen beim Zuhören zum Seufzen bringt. „Ich, ein Lyriker? Weil das, was ich innerlich höre, meist diatonisch veranlagt ist, klingt mein Spiel wohl etwas lyrisch“, lacht er und bedeutet seinem Gesprächspartner mit einem Blick, dass er einen nicht in die Tiefen seiner Gefühlswelt schauen und vordringen lassen möchte.

Nächster Versuch seinen Stil zu deuten. Wie das mit ihm als Erzähler ist? In einer Eloge in der Zeit hatte der Schweizer Peter Ruedi vor vier Jahren befunden, Cheek sei einer der großen Storyteller der Jazzgegenwart. Da schüttelt der so Gelobte in Zeitlupe den von einer Wollmütze besetzten Kopf. „Ich würde mich nicht gerade als Beispiel für einen guten Geschichtenerzähler wählen – weil ich beim Spielen irgendwie fast bewusstlos bin und nicht weiß, warum ich etwas mache oder warum nicht.“ Da muss er losprusten. „Und beim Schreiben verhält es sich folgendermaßen“, sagt er, als er sich wieder einigermaßen gefasst hat. „Ich habe immer aus Spaß komponiert und halte mich nicht unbedingt für jemand, der sich zu Recht Komponist nennen darf. Ich habe zu Hause ein Rhodes und eine Vierspurmaschine. Beim Schrei-

ben denke ich wirklich nicht allzu viel nach. Manchmal habe ich das Glück, etwas zu schreiben, was zufällig gut zu der Band passt, für die es gedacht ist. Das Schöne aber ist, dass viele Leute ganz andere Sachen aus der Musik heraushören, als man selbst beabsichtigt hat. Ein und dasselbe Stück kann auf verschiedene Menschen eben eine jeweils ganz andere Wirkung erzielen. Es spielt letztendlich keine große Rolle, welche Intentionen man ursprünglich beim Schreiben hatte – ist ein Stück erst mal veröffentlicht, entwickelt es ein Eigenleben.“

Zu seinem Instrument ist er vor dreißig Jahren gekommen, weil ihn sein Vater, das sei hier mal forsch unterstellt, ziemlich dreist angelogen hat. Daddy war damals im heimischen St. Louis als Schulorchester-Leiter tätig. Obwohl sein Sohn auf eine ganz andere Lehranstalt ging, wollte er seinen unwilligen Sohn nötigen, in der Penne musikalisch aktiv zu werden. „Also fragte ich meinen Vater: Wenn ich unbedingt der Schulband beitreten soll, welches ist denn das einfachste Instrument? Und er hat geantwortet Saxofon.“ - Manchmal kann die Welt dankbar dafür sein, wenn jemand die Unwahrheit sagt. Wider Erwarten mochte Chris Cheek das Instrument (zunächst ein Altsaxofon) ziemlich gern und bekam privat schnell klassischen Unterricht. Als er dann an die High School kam, hatte er das Glück, an einen Musiklehrer zu geraten, der großer Jazzfan war. Bei einem Freund des Paukers erhielt Chris Cheek erste Jazzstunden. „Er hat mir die Ohren geöffnet und mir jede Woche einen Stapel Platten mitgegeben, die ich mir sorgsam anhören sollte – Sonny Rollins, Gene Ammons, Dexter Gordon, Charlie Parker.“

Seine musikalische Entwicklung führte dann zu dem Wunsch, Musik auch zu studieren, und brachte den Youngster schließlich ans renommierte Berklee College of Music in Boston. „Erst kurz zuvor wechselte ich auf das Tenorsaxofon über, vermutlich weil die meisten meiner Favoriten das Instrument auch spielten“, sagt Chris Cheek, der das eigentlich tiefer tönende Horn übrigens

Anzeige

MUSICAL INSTRUMENTS LUBRICANTS

# Hetman® Products *The Professional Choice*

Musikmesse Frankfurt  
Halle 1.1 Stand F37



Europa-Vertrieb:

**JM** J. Meinschmidt GmbH  
Rotary Valves for Brass Instruments

Hirschenweg 5 • 82538 Geretsried

Telefon: +49 (0) 81 71 / 3 17 10

E-Mail: info@jm-gmbh.de

www.hetman-eu.com

oft mit fast altistischem, hellem Ansatz spielt. „Da mag was dran sein. Es gab da eine Radiostation in East St. Louis, die ich kurz vorm Schlafengehen immer anstellte. Da war dieser DJ namens Leo Cheers, und die Erkennungsmelodie seines Programms stammte von Paul Desmond. Das war einer der frühesten Saxofonsounds, die mir im Ohr blieben. Ich hörte dann viel Cannonball Adderley und Lee Koniz und transkribierte ihr Zeug – vielleicht kommt das daher mit dem etwas nach Alt klingenden Tenorsound.“

Einer seiner Lehrer hat ihn übrigens davor gewarnt, beim Herunternotieren fremder Soli allzu viele Charaktermerkmale anderer Spieler zu übernehmen. Hat er so vielleicht zu seinem eigenen Sound gefunden? „Na ja, es wird immer folgendes vergessen: Auch ein persönlicher Sound verändert sich – das ist nichts Statisches. Wie er sich entwickelt, hängt davon ab, mit welchen Musikern man spielt und wer man zum jeweiligen Zeitpunkt des eigenen Schaffens gerade ist. Es freut mich zwar immer, wenn mir Leute sagen, dass sie mich sofort nach ein paar wenigen Noten erkennen. Ich habe aber nie versucht, einen bestimmten Sound zu konservieren. Eher das Gegenteil. Wenn ich übe, versuche ich übrigens, stilistisch betrachtet, vollkommen anonym zu sein. Ich versuche, meine Persönlichkeit bei so einem Vorgang rauszuhalten und so puristisch wie möglich zu bleiben.“

Chris Cheeks Spiel profitiert davon, dass er sich immer die richtigen Gigs aussucht – Gelegenheiten, bei der man die Perspektiven auf das eigene Spiel ständig wechseln kann. „Ich hatte immer das Glück, mit Leuten zu musizieren, die sich außerhalb von Schubladen austoben. Rudder ist ein gutes Beispiel. Es ist großartig, mit Leuten zu spielen, die voll auf Risiko gehen und das Scheitern einkalkulieren. Manchmal ist es wahrlich nicht schlecht, die Kontrolle zu verlieren und nach Möglichkeiten zu suchen, sie wieder zu erlangen. Das ist das Schöne am Jazz: dass man auf vertrautem Terrain beginnt und sich dann in eine Gegend bewegt, die man nicht kennt. Sich in einem Umfeld aufzuhalten, in dem es so viele hoch motivierte und exzellente Kollegen gibt, kann einem helfen, aus der eigenen Trägheit und aus dem Quark zu kommen.“

Motivierend ist bestimmt auch, dass Chris Cheek häufig für Konstellationen gebucht wird, in denen er nicht der einzige Saxofonist ist. „Der Schlagzeuger Paul Motian etwa hatte von Anfang an immer zwei Tenoristen in seiner Electric Bebop Band – das war bestimmt nicht meine Entscheidung. Aber ich mochte es immer, in einer Gruppe mit Saxofonisten zu spielen, die viel besser sind als ich, Kollegen und Freunde wie Chris Potter, Seamus Blake, Mark Turner oder Joshua Redman. Ich erinnere mich noch gut wie das war, als ich mit Paul Motian tourte. Wenn du das Solo

spielen musst, das unmittelbar auf das von Chris Potter folgt, was machst du dann? Er hat gerade ein paar Chorusse hingelegt, die voller Intensität, Energie und Ideen waren. Jede Nacht dachte ich: Oh Gott, wie soll ich da jetzt, ohne mich zu blamieren, nachlegen? Aber auf dem Saxofon kann man sich dankenswerterweise eine eigene Identität zulegen – das war meine Rettung.“

Manchmal kokettiert Chris Cheek nicht nur damit, dass seine Saxofon spielenden Buddies ihm deutlich überlegen seien, sondern er zweifelt auch an seiner Fähigkeit, komplexe musikalische Gedanken zu entwickeln. „Ich versuche, mein Verständnis für Harmonie und Musik generell zu verbessern. Was ich aber innerlich höre, sind oft ganz einfache Melodien oder Fragmente davon. Ich weiß nicht, ob das jetzt eine Schwäche oder eine Stärke ist. Wenn ich andere Musiker höre, die sehr progressiv und avanciert spielen, frage ich mich immer, wie sie ihre komplizierten Ideen innerlich fortspinnen. An dem Punkt bin ich noch nicht. Wenn ich versuche, solche Sachen zu spielen, fühlt sich das plump an.“

Dabei sollte er hochzufrieden sein mit dem, was ihn ausmacht. Ohne diese unwiderstehliche Saxofonstimme, mit der er Hörer und Kollegen betört, bekäme er die vielen Jobs nicht, die ihn im Jazz-Moloch New York über Wasser halten. Er wird von Musikern seiner Generation, aber vor allem von Veteranen angeheuert, die seine individuelle Note schätzen, sein Herz, seine Ausdruckskraft. An diesen verdienten Persönlichkeiten des Jazz versucht sich Chris Cheek zu orientieren. „Ich bin jetzt 42. Je älter ich werde, desto größer wird mein Respekt vor Musikern wie Paul Motian, Charlie Haden oder Carla Bley und Steve Swallow. Sie sind einzigartig, blieben zeit ihres Lebens aktiv, kreativ und neugierig. Mir gibt das Hoffnung. Ich kann spüren, wie die Musik solche Menschen aufrecht hält und der Antrieb für sie ist, der sie jung hält und glücklich macht. Musik revitalisiert einen. Diese Chance sollte man nutzen.“